Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 11

Artikel: Eine herrliche Erholung vom Studium : Erlebnisse eines Werkstudenten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073986

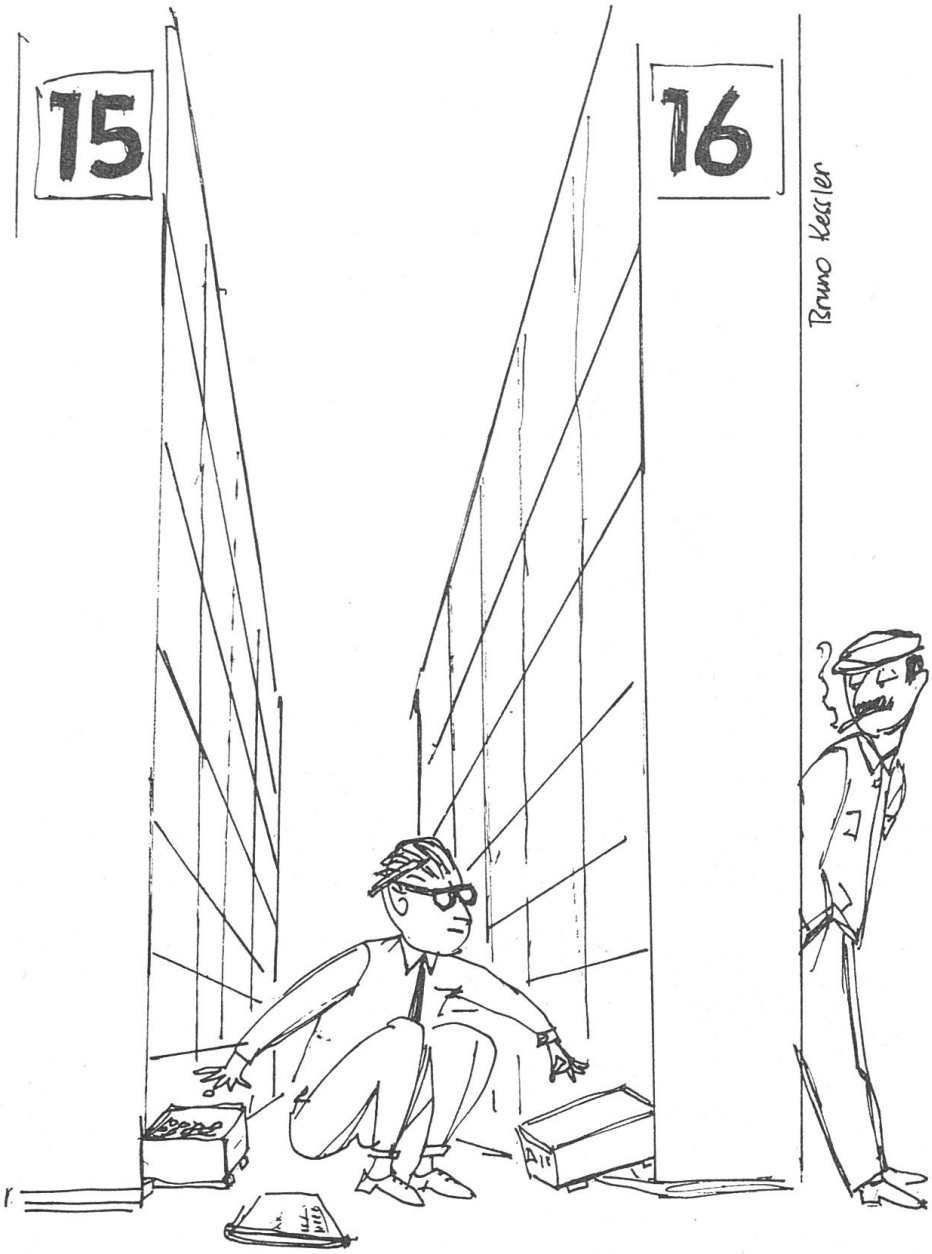
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



eine herrliche Erholung vom Studium...

Erlebnisse eines Werkstudenten

von ***

Meine Eltern wohnten in einem kleinen Dörfchen am östlichen Rand der Schweiz. So konnte ich während der Mittelschulzeit nicht zu Hause leben. Das brachte erhebliche Mehrauslagen, weshalb ich in der 5. Klasse des Gymnasiums zum ersten Mal vor der Notwendigkeit stand, mir eine geldeinbringende Arbeit zu suchen.

Die Geschichte meiner Ferienarbeiten begann mit fünf Wochen Handlangerdienst auf einem Bauplatz.

Auf der Arbeitsstätte lag eine Unmenge pflasterbespritzter, rostiger Eisenträger herum, die gereinigt werden sollten. Der Baumeister war persönlich erschienen und zeigte mir, wie sich die eingetrockneten Pflasterspuren und der Rost mit einer Stahlbürste wegkratzen ließen. Dann drückte er mir die Bürste in die Hand und ging hastig weg.

Ich blieb allein zurück und schaute mich um: im Innern des halbfertigen Hauses hörte man zwei Maurer arbeiten, doch konnten sie mich nicht sehen. Ich drehte einigemale unschlüssig die Bürste in der Hand, setzte schließlich zaghaft an und begann zu schaben. Erfolg

gleich null. Ich betrachtete zuerst die Bürste, dann die Eisenstange und setzte stärker an. Ebenso erfolglos. Nichts desto trotz kratzte ich weiter. Wenn ich den Eindruck hatte, eine Eisenstange sei genug bearbeitet, stellte ich sie auf die andere Seite und nahm die nächste in Behandlung. Wahrscheinlich waren diese Eisenstangen schon monatelang nicht mehr gereinigt worden: man hatte mir die Arbeit wohl nur zugeteilt, um mich irgendwie zu beschäftigen. Bis zum Abend hatte ich ungefähr die Hälfte der Eisenstangen zwar nicht gereinigt, aber doch von einer auf die andere Seite gestellt. Daheim mußte ich mich natürlich als «kratzenden Studenten» bespötteln lassen, aber das trübte meinen aufkeimenden Arbeitsstolz nur wenig.

Am andern Morgen waren die Eisenstangen vollkommen vergessen. An ihrer Stelle durfte ich eine andere Kratzarbeit ausführen: es galt jetzt, pflasterbespritzte Bretter abzuschaben. Diese Arbeit sollte mich tagelang beschäftigen, denn die Bretter wollten kein Ende nehmen. Ich schien also zum Kratzer auserwählt.

Zuerst war ich allein bei dieser Arbeit, dann kam noch ein alter, ehemaliger Fischer hinzu. Seine schwieligen, arbeitsgewohnten Hände hatten eine ungleich größere Fertigkeit zum Bretterschaben, und seine verkniffenen Augen schienen mit schadenfroher Verachtung auf den grünen Anfänger zu blicken. Ich gab mir alle Mühe, kunstgerecht an den Bretterkanten auf und ab zu fahren, aber ich blieb hoffnungslos im Rückstand. Hin und wieder stahl sich zwischen den Lippen meines Arbeitskollegen, in denen ständig ein halbgerauchter Stumpen hing, ein Weisheitsspruch durch. Ich ließ mich in allen Teilen belehren, das gefiel ihm offenbar, denn sein zerfurchtes, sonnenverbranntes Gesicht zeigte immer deutlicher Züge väterlicher Güte. Wir waren außer dem Vorarbeiter die einzigen deutschsprachigen Arbeiter auf dem Bauplatz, was seinen Teil dazu beitrug, uns zusammenzubringen. Alle anderen waren Italiener, mit denen ich mich nur mühsam verständigen konnte. Immerhin lernte ich von ihnen, wie man kunstgerecht den vorbeifahrenden Mädchen zuwinkt.

Die folgenden Wochen brachten Abwechslung in meine ewig gleiche Kratzarbeit. So wartete ein langer Graben, der für die Wasserleitung ausgehoben worden war, seit Tagen darauf, wieder zugedeckt zu werden. Dann wieder rief mich irgend ein italienischer Maurer für kleine Handreichungen, oder ich hatte in den wenigen Regentagen das Vergnügen, in fast fertigen Häusern Böden aufzuwischen.

Den Höhepunkt meiner Baukarriere bildete der Tag, an dem an einem Hause der Boden des ersten Stockwerkes betoniert wurde. Man drückte mir einen Schubkarren in die Hand, mit dem ich den aus der Mischungsmaschine herausfließenden Beton in den ersten Stock hinaufzustoßen hatte. Ich versuchte nun mit aller Kraftanstrengung, die Karrette ohne Anhalten den Brettersteg hinaufzufahren. Meistens gelang es ganz gut, besonders dann, wenn ich meinen Schubkarren nur halb gefüllt hatte, und darauf nahm ich sehr Bedacht. Aber mehr als einmal war ich dennoch auf die Hilfe stärkerer Arme angewiesen. Wir arbeiteten an diesem Abend erheblich länger als sonst, und als ich den letzten Schubkarren hinaufgestoßen hatte, schmerzten mich Hände und Füße, ich war todmüde, aber innerlich beglückt, weil ich das stolze Gefühl hatte, wirklich Arbeit geleistet zu haben. Am andern Morgen ging es wieder ans Bretterschaben, und jetzt – oh Wunder – machte mir die eintönige Kratzarbeit zum ersten Mal Freude. Im Vergleich zum Schubkarrenstoßen war es geradezu eine Erholung. Immerhin reiften die fünf Wochen Bauarbeit in mir den Entschluß, im kommenden Jahr eine andere Arbeit zu suchen.

Den zweiten Arbeitsplatz fand ich in einer kleineren Kartonage-Fabrik. Gleich am ersten Tage stellte man mich an eine Berieselungsmaschine, in der die neuhergestellten Kartonstücke befeuchtet wurden, bevor sie in die Presse kamen. Die Maschine bestand aus einer in etwa zwei Meter Höhe angebrachten Brause, unter der ein Rollband durchlief. Ich mußte auf der einen Seite die trockenen Kartonstücke auf das Rollband legen und auf der andern Seite die befeuchteten Stücke herausnehmen. Die Arbeit war leicht und ließ sich ohne Eile bewältigen. Ich freute mich schon, diesmal eine leichte und angenehme Arbeit gefunden zu haben.

Aber als ich tagelang an dieser Maschine gestanden und ewig die gleichen Bewegungen ausgeführt hatte, dachte ich anders. Ich war den ganzen Tag allein mit meiner Maschine: rechts knatterte ununterbrochen eine große Maschine, die den Kartonbrei verarbeitete, links waren die riesengroßen, noch zu befeuchtenden Kartonstöße aufgeschichtet. Nur in den kurzen Arbeitspausen kam ich mit den andern

Arbeitern zusammen: dann wurde gierig ein Znünibrot verschlungen, man wechselte einige leere Worte: in den seltsam verzerrten Gesichtern der Hilfsarbeiter und -Arbeiterinnen hatten die Maschinen ihre stählernen Formen eingeprägt. Nach der Pause kehrte jeder stumm an seinen Arbeitsplatz zurück, und auch ich setzte meine Maschine wieder in Gang: sie lief immer gleich, stundenlang, tagelang.

Nur einmal wurde ich jäh aus diesem Gleichmaß herausgerissen. Das Rollband meiner Maschine bestand aus zwei an den Enden befestigten, sich drehenden Holztrommeln, über die einige parallele Drahtseile liefen. Zuweilen wurde eines der Kartonstücke unter ein solches Drahtseil geklemmt und mußte dann herausgelöst werden. Als ich wieder einmal versuchte, einen so eingeklemmten Karton herauszulösen, geriet meine rechte Hand unter ein Drahtseil, und als ich diese Hand befreien wollte, wurde auch die linke Hand vom Seil ergriffen. Das Drahtseil lief bei beiden Händen über den Fingeransatz, die Holztrommel drehte sich langsam weiter, das Seil spannte sich immer mehr, der Druck auf meine Finger wurde immer stärker: ich sah bereits meine acht abgeschnittenen Finger, stieß einen verzweifelten Schreckensschrei aus und schloß die Augen ... Zwei Arbeiter von der Nebenmaschine eilten herbei, um meine Maschine abzustellen, aber sie kamen zu spät. Ich hatte meine Hände bereits wieder frei, und – welch Wunder – besaß noch alle Finger. Die Spannung der Drahtseile war nicht stark genug, um die Finger abzuschneiden. Ich kam mit tiefen roten Striemen an allen acht Fingern und einem heilsamen Schrecken davon.

Nach zehn vollen Tagen Berieselungsarbeit wurde ich in einen andern Saal geholt. Man stellte mich an eine Maschine, in der die Kartonstücke für Schachteln zurechtgeschnitten wurden. Ich erhielt die Aufgabe, die aus der Maschine herausschießenden Stücke aufzufangen und zu Stößen zu bündeln. Die Maschine arbeitete in rasendem Tempo und spuckte unablässig Kartonstücke heraus: ich versuchte verzweifelt, den Ansturm zu bewältigen, aber es gelang mir nicht. Die Kartonstücke schoben sich ineinander, stülpten sich auf, aber die Maschine war unerbittlich und stieß mit voller Wucht immer neue Stücke in den aufgebauschten Wulst. Zuweilen wartete der Arbeiter auf

---

Vielerlei Sorten von Aaron bis Zorten

Wir Glarner sind ein wenig berüchtigt, wir seien auch gar sparsame Leute. Das hat sich freilich geändert, seit ja die Hälfte unsrer Einwohner keine Glarner mehr sind (wir haben sie dennoch lieb), es fand sozusagen eine gegenseitige Anpassung und Ausgleichung statt. Darum geht, was jetzt kommt, auf viele Jahrzehnte zurück. Stieg da ein bekannter Glarnerherr auf den Vorderglärnisch an einem strahlenden Tag, bewunderte die Aussicht, fand bald auch sein schönes, herrschaftliches Haus tief unten im Heimatort, und machte sich allmählich daran, den Rucksack auszupacken. Zwei Knaben schauten ihm glustig zu und bekamen schrecklichen Hunger, hatten aber nichts mehr zu beißen, da sie ihre Vorräte bereits im Gleiter unten verzehrt hatten. «Da», erzählte nachher der Herr, «erbarmten mich die beiden Buben, und ich gab ihnen eine Cervelat – zum Selbstkostenpreis.»

(t. in den «Glarner Nachrichten»)

der andern Seite der Maschine, der die Kartonstücke hineinschob, einen Augenblick, aber immer nur so lang, bis ich einigermaßen aufgeholt hatte, dann schossen die Kartons wieder daher. Ich bückte, drehte und krümmte mich, ich keuchte, und war wie unter der Macht der Maschine gebannt: die Maschine war aus Stahl, sie brauchte keine Ruhepause, sondern arbeitete stundenlang im gleichen Takt. Der Arbeiter, der die Maschine fütterte, schien ebenso aus Stahl: mit der ewig gleichen Handbewegung schob er Stück um Stück in die Maschine, auch für ihn gab es keine Pause, er schien mit der Maschine verwachsen. Es war kein Entweichen aus dieser menschenfresserischen Allmacht der Maschine möglich: wollte man einen Augenblick auskneifen und aufatmen, wurde alles nur noch schlimmer. Man war gezwungen zu hasten, zu schwitzen, weil es die Maschine so wollte. In der kurzen Zeit während der ich an dieser Maschine stand, begriff ich, warum die Menschen, die jahrelang hier arbeiten, so sehr Maschinen gleichen.

Später wurde ich wieder an meine alte Befeuchtungsmaschine zurückversetzt, an der ich die fünfwöchige Arbeitszeit auch beendete. Unter den Arbeitern dieses Betriebes galt ich keineswegs als Außenseiter: es war ja vollkommen gleichgültig, was einer war, getan hatte und was man konnte, hier zählten nur die Maschinen.

Im folgenden Sommer – ich hatte gerade meine humanistische Matura durchgestanden und konnte jetzt nicht mehr nur fünf, sondern ganze zwölf Wochen arbeiten – fand ich einen neuen Arbeitsplatz in einer großen Flug- und Fahrzeugfabrik. Jetzt endlich schien mir das Glück hold zu sein: vom Personalchef, der mich mit durchbohrenden Blicken empfing, wurde ich dem Chef der Lagerbuchhaltung überwiesen: also Büroarbeit.

Der Chef der Lagerbuchhaltung, ein gütiger, verständnisvoller «Arbeitsvater», schien erfreut über die neue Hilfskraft und führte mich zuerst durch das ganze Werkareal. Gleich anschließend erklärte er mir, er wolle die Gelegenheit ausnützen und einmal das längst fällige Inventar des Materiallagers aufnehmen lassen. Ich war freudig einverstanden, denn ich konnte ja nicht ahnen, was sich hinter diesem Ausdruck «Inventar» verbergen sollte.

Man gab mir also einen Stoß vorgedruckter Blätter, auf denen ich die einzelnen Posten und Zahlen einzutragen hatte. Dann führte mich der Chef ins Magazin: eine riesige Halle, angefüllt mit Blechen, Eisenstangen und einer Unmenge von Gestellen, in denen ungezählte Holzkisten und -Kistchen standen. Hier sollte ich für einige Wochen beschäftigt werden. Die Holzkisten waren alle angefüllt mit Schraubensorten: Eisenschrauben, Holzschrauben, Rundkopfschrauben, Vierkantschrauben, Achtkantschrauben, Anticorodalschrauben, Aluminiumschrauben, Kupferschrauben und so weiter und so weiter und von jeder Schraubensorte eine Fülle verschiedener Größen und Maße. Alle diese Schrauben hatte ich zu zählen und die Ergebnisse schön säuberlich auf meinen Blättern einzutragen. So machte ich mich denn an die Arbeit und zählte und zählte, zählte stundenlang, tagelang, wochenlang . . .

Den ganzen Tag über war ich allein mit meinen Schrauben, nur hie und da tauchte einer der Magazinarbeiter auf, um in Deckung hinter den Gestellen eine Zigarette zu rauchen. Sie schauten alle mitleidig und wehmütig auf den armen Schraubenzähler. Oder es erschien der Chefmagaziner, um mir mit seiner herrischen und scharfen Stimme einen Tadel zu erteilen. Den schärfsten Tadel erhielt ich, als ich einmal einige Sekunden über den Arbeitsschluß hinaus arbeitete. Es war nämlich in diesem Betrieb Brauch, daß beim ersten Ton der Sirene, die den Arbeitsschluß anzeigte, alle wie aus Startlöchern dem Ausgang zuspurteten. An einem der ersten Tage war ich damit beschäftigt, nach dem Sirenenzeichen einige Holzkisten in die Gestelle zurückzuschieben und die Blätter zu ordnen. Zufällig sah mich der Chefmagaziner und fauchte mich an, beim Sirenenzeichen sei es sofort Schluß, es werde keine Sekunde länger gearbeitet, die Kisten und Blätter stehle hier niemand. Trotz des schneidenden Tones, in dem dieser Vorwurf ausgesprochen war, ärgerte er mich gar nicht, denn ich wartete ja ebenso wie alle andern sehnsüchtig auf das Zeichen zum Arbeitsschluß: und da war jede Sekunde kostbar.

Nach drei Wochen hatte ich alle Schrauben gezählt. Im Triumphgefühl der vollbrachten Leistung trug ich die Blätter mit den letzten Zahlen zu meinem Chef. Aber das Schraubenzählen war noch längst nicht zu Ende. Erst jetzt erfuhr ich nämlich, daß die Schrauben, die ich bis jetzt gezählt hatte, nur den Schraubenvorrat des Fahrzeugmagazins darstellten, daß es am andern Ende des Werkes aber noch ein Flugzeugmagazin mit noch viel mehr

Schrauben gäbe: und auch diese Schrauben sollten gezählt werden. Also nochmals lange Wochen endloser Zählarbeit.

Von diesem Augenblick an stand mein Entschluß fest, die Schraubenzählerei so bald wie möglich aufzugeben, umsomehr, als ich beim ersten Zahltag feststellen mußte, daß diese Zählerei weit schlechter bezahlt war als die Kratzarbeit auf dem Bau und die Befeuchtungsversuche in der Kartonagefabrik. Nach weiteren zwei Wochen – ich hatte noch nicht die Hälfte der Flugzeugschrauben gezählt – hatte ich eine andere Arbeit gefunden. Mit dem Vorwand, ich müsse einen Kurs besuchen, verabschiedete ich mich beim Chef der Lagerbuchhaltung. Er ließ mich nur sehr ungern, aber doch ohne Widerstand ziehen. Das letzte Sirenenzeichen klang wie eine Erlösung . . .

Die neue Arbeit schien vielversprechend und war es auch: Herbstservice an Wärmezählern. Ohne genau zu wissen, was sich hinter dieser Bezeichnung verbarg, hatte ich mich gemeldet, nur um von der Zählarbeit wegzukommen.

Die gemischten Gefühle, mit denen ich mich am ersten Arbeitstag an meine neue Stelle begab, die in einem altertümlichen, verschlafenen Ostschweizerstädtchen lag, erwiesen sich bald als unberechtigt. Der Chef empfing mich mit einem kollegialen Händedruck und stellte mich den zwei übrigen Hilfskräften vor: einem Hilfsmonteur und noch einem Werkstudent. Dann folgte die Einführung in die Arbeit und damit die große Offenbarung: es galt, die in der ganzen Ostschweiz und im Tessin an den Zentralheizungen vieler hundert Häuser angebrachten Wärmezähler für den kommenden Winter bereit zu machen. Die Arbeit bestand darin, aus den Wärmezählern, die wie Thermometer konstruiert waren, das alte Verdunstungsröhrchen herauszunehmen, das neue hineinzufügen und mit einer Plombe zu sichern. Ein halber Tag genügte, um uns mit dieser einfachen Arbeit vertraut zu machen. Dann fuhren wir sieben Wochen lang zu viert kreuz und quer durch alle Gegenden der Ostschweiz und des Tessins. Wir bildeten bald eine fröhliche Gesellschaft, die sich mit «Du» verständigte und auf den langen Autofahrten über tiefste menschliche Probleme diskutierte, zu denen es an Anregungen nicht fehlte.

Da die Zähler an allen Heizkörpern angebracht waren, mußten wir alle Zimmer der Wohnungen betreten. Meistens waren nur die Frauen zu Hause, die mit Auskünften der verschiedensten Art nicht kargten. So konnte ich Einblick in die verschiedensten Schattierungen des menschlichen Lebens nehmen. Ich sah vornehme Wohnungen, in denen prunkvolle Schätze schwermütig an vergangene Herrlichkeit erinnerten und oft eine beklemmende Gefängnisatmosphäre ausströmten. Ich trat in einfache, saubere Wohnungen, in denen kleine Kinder schrien, und eine strahlende, junge Frau Glück ausstrahlte. Ich ließ mir vom Portier die prächtige Gemäldegalerie des Herrn Direktors erklären und freute mich köstlich an den Hunde- und Katzenbildern im ärmlichen Dachkämmerlein der Serviertochter. Man konnte immer wieder mit liebenswürdigen alten Mütterchen über die Schlechtigkeit der Welt jammern, in den Sprechzimmern der Appenzeller Fußärzte den Parfümgeruch abgeschabter Hornhaut einatmen, und stand gleich darauf vor einer gestrengen Dame, die sich zuerst erkundigte, ob die Flüssigkeit in unseren Fläschchen auch nicht stinken würde.

Eine kleine Szene, die mich unvermittelt vor eine menschliche Tragödie stellte, hat mich erschüttert: Ich wurde in einer Wohnung von einem kleinen, etwa vierjährigen Buben auf meinem Rundgang durch die Zimmer begleitet, während sich die Mutter in der Küche zu schaffen machte. Der Kleine war ganz zutraulich und erzählte mir ununterbrochen von seinen kleinen Erlebnissen. Als wir im Elternschlafzimmer waren, erklärte er mir, hier schlafe seine Mutter, der Vater dürfe hier nicht schlafen, er komme immer ganz spät heim und schlafe im Korridor. Aber jetzt gehe dann der Vater fort. Ich fragte den Buben, ob er dann bei seiner Mutter bleiben werde. Da blickte er mich mit großen Augen an und sagte: «Weischt, Ma, ich ha halt de Papi au gern». Plötzlich hörte ich hinter meinem Rücken ein erschütterndes Schluchzen: die Mutter des Knaben stand unter der offenen Schlafzimmertür und hatte sich alles mitangehört.

Häufig kam ich mitten hinein in die kleinen, menschlichen Alltagszwiste. Die Frau im unteren Stock erzählte mir mit gedämpfter Stimme, was im oberen Stock alles vor sich gehe, und die Frau im oberen Stock das gleiche über die Frau im unteren Stock . . . Ganz geschlagen von dem endlosen Anhören solcher Zänkereien fragte ich mich, warum wohl die Menschen eine solche Freude daran finden, über die Mitmenschen herzufallen. Ich kam nie zu einer befriedigenden Antwort. Vielleicht weil sie der

Blick auf die Fehler der anderen die Last der eigenen Mängel leichter tragen läßt. Mein Kollege, der Theologie studierte, war der Ansicht, alle diese Menschen litten an einem ungestillten Hunger nach Liebe, für den sie sich durch ihre Streitereien an den Mitmenschen rächten.

Über die Weihnachtstage wurde ich als Hilfskraft im Postdienst einer großen Schweizerstadt eingestellt und dem «Umlad» im Postbahnhof zugeteilt. Die aus allen Teilen der Schweiz einlaufenden Pakete mußten hier auf andere Züge umgeladen werden. Die Arbeit war streng, denn die Paketberge wurden von Tag zu Tag höher, die Wagenkolonnen von Tag zu Tag länger. Aber unsere Equipe – neben dem Chef alles Werkstudenten – vermochte doch die Arbeit einigermaßen zu bewältigen. Wir standen jedoch nur am Rande der riesigen Arbeitsmühle, einer Arbeitsmühle, die zum Schrecklichsten gehört, was ich je gesehen habe. Man kennt die Sisyphus-Arbeit meist nur aus der griechischen Sage, aber hier war sie Wirklichkeit.

Es handelte sich um die Verteileranlage für die in der Stadt aufgegebenen Pakete. Auf der einen Seite türmte sich in einer riesigen Halle ein Paketberg von der Größe eines durchschnittlichen Dreifamilienhauses, der in all den Tagen nie abgetragen werden konnte, da die großen Postlastwagen mit den laut lärmenden Motoren ständig neue Paketmassen heranführten. Eine Arbeitsgruppe war damit beschäftigt, die aufgetürmten Pakete auf ein breites Rollband zu werfen, das in einem mehrfach verschlauften System verschiedene Verteilerstufen durchlief und die Pakete schließlich in der Feinsortieranlage im Keller abwarf.

Wenn man in diesen Kellerraum trat, schlug einem eine stickig dichte, neblige Luft entgegen. Man sah ein endloses Gewirr von herumstehenden Wagen, Säcken und Paketen, hörte einen dumpfen Lärm, dazwischen barsch befehlende Rufe, und überall rannten, halb im Dunst verschleiert, hastige Menschen herum, keuchend unter schweren Säcken, stumm, ausdruckslos, schweißbedeckt. Und all das war zeitlos und endlos.

An der Decke des Saales waren etwa ein Dutzend spiralförmige Kanäle angebracht, aus denen unaufhörlich Pakete aus der großen Verteileranlage niederprasselten. Rund um die Stellen, an denen der Paketsegen niederfloß, war in einem Viereck ein System von Säcken angebracht, die mit den Namen der verschiedenen Ortschaften angeschrieben waren. Zuerst war jeweils ein Arbeiter damit beschäftigt, die Pakete in diese Säcke zu werfen, dann wurden die Pakete zahlreicher, es wurden zwei, dann drei, dann vier an jedem Kanalausfluß hingestellt: die Pakete ließen sich einfach nicht bewältigen, der Strom hörte nie auf: für jedes Paket, das weggenommen wurde, fielen zwei neue herunter, ohne Ende, ohne Unterbruch . . .

Andere waren damit beschäftigt, die mit Paketen angefüllten Säcke abzuschnallen, zuzuschnüren und auf die bereitstehenden Wagen zu laden. Auch ihre Arbeit war endlos. Sie konnten noch so viele Säcke wegnehmen, es waren immer wieder neue gefüllt.

Ich mußte nur wenige Stunden in dieser Halle arbeiten. Es genügte mir. In jedem der Pakete war ein kleines Stück Weihnachtsfreude eingeschlossen. Aber diese Weihnachtsfreude mußte hier zunächst in einer Hölle abverdient werden.

Als Sekuritas-Nachtwächter hatte ich während einiger Wochen die Aufgabe, in einer kleineren Stadt des Schweizer Mittellandes Nacht für Nacht einen neunstündigen Rundgang abzulaufen. Mit einem großen Schlüsselbund, einer schlecht sitzenden Uniform, einem Gummiknüppel und einer weckerartigen Stechuhr machte ich mich beim Anbruch der Dunkelheit auf und kehrte erst beim Morgengrauen wieder ins Ausgangsbüro zurück.

Es war ein eigenartiges Erlebnis, die Nacht in allen ihren Spielarten kennen zu lernen: die sternenklare Nacht in ihrem unergründlichen Frieden; die von langsam ziehenden Wolkenfetzen gesäumte Mondnacht voll ungestillter Liebessehnsucht, und die stürmische Gewitternacht, deren Regen ins Gesicht klatschte, den Rücken hinunterlief und in die Schuhe tropfte. Und jede Nacht barg ihr Geheimnis.

Ich kam mir bei diesen nächtlichen Velo-Rundfahrten aus dieser Welt herausgehoben und in eine andere Welt hineingestellt vor. In den Abendstunden standen wohl noch einige Italiener an den Straßenecken und erstickten unter ihrem endlos fließenden Gespräch das Heimweh nach der Heimat. Die Schweizer-Bürger der Stadt hingegen, hatten die Gewohnheit, außerordentlich früh zu Bett zu gehen, so daß ich bald ganz allein durch verlassene Strassen fuhr, mit dem beklemmenden Gefühl tödlicher Einsamkeit. Da gab es wohl Häuser, Fabriken, aber es gab keine Menschen mehr. Die

greifbare Wirklichkeit verschwand, selbst die Lenkstange des Velos fühlte sich fremd an, und die Katzen und Hunde, die hin und wieder in den Lichtkegel sprangen, schienen wie verdammte Geister in ausgestorbenen Wüsten herumzuirren. Es war als ob das große Weltgericht bereits vorüber sei und man jetzt jene Wirklichkeiten sehe, die dem menschlichen Auge verborgen sind.

Man durchquerte große Maschinenhallen, in denen der Lichtkegel der Taschenlampe auf gespenstische Figuren fiel, in denen Umrisse von apokalyptischen Tieren auftauchten, mit gewaltigen Hörnern, mit riesigen Fangarmen, mit weitaufgerissenen Rachen: aber alles war leblos, tot, stillgelegt. Man kam in Nähsäle, in denen die Nähmaschinen wie garstige Heuschrecken in langen Reihen standen und den Geruch von alten, verhutzelten, böse klatschenden Nähweibern ausströmten. Man trat in teppichbedeckte Büros von Direktoren, in denen behäbige Polsterstühle das in breitem, leblosem Lachen erstarrte Gesicht der Wirtschafstkönige widerspiegelten. Man umkreiste pflichtgemäß einsame Villen, in denen alte, geizige Mütterchen Katzen hüteten oder Schoßhündchen liebkosten. Und man kam durch Bürosäle, in denen Rechenmaschinen, Diktaphone und Kassenschränke die ausgetrocknete Seele von Formularmenschen aushauchten.

Man kam aber auch an Häusern vorbei, in denen noch Licht brannte, das einen warmen Schimmer auf die Straße warf: dort war jemand geborgen, daheim, der Sekuritaswächter aber irrte allein durch die nächtliche Todeswelt, und Nacht für Nacht sammelte sich in seinem Herzen eine glühendere Sehnsucht nach Geborgenheit. Und man kam schließlich zum Spital, aus dessen hohen Fenstern fahles Licht floß, so bleich wie die Menschen, die hinter jenen Fenstern eine schlaflose Nacht durchlitten. Und ganz am Ende landete man bei der Todeskammer, an der man den Verschluß zu prüfen hatte, damit die Toten nicht entweichen konnten: wenn man an dieser Türe pochte, klang es hohl, so hohl wie die ganze nächtliche Welt, aus der alles Leben weggeblasen schien.

Jetzt ist die Zeit meines Werkstudententums zu Ende. Das Studium läßt mir einfach keine Zeit mehr für andere Arbeiten frei. Ich muß nun wohl oder übel die durch Stipendien ungedeckten Auslagen bis zum Abschluß des Studiums durch die Aufnahme eines Darlehens decken. Wenn ich mich Außenstehenden als Werkstudent zu erkennen gab, dann bekam ich oft den Ausspruch zu hören: «Schön, das ist sicher eine herrliche Erholung vom Studium.» Ich ließ die Leute meistens bei ihrem Glauben. Aber daß irgend eine Arbeit, mit der Geld verdient werden soll, eine Erholung sei, läßt sich wohl nur vom Standpunkt des Zuschauers aus behaupten. Außerdem muß ein Werkstudent sich sehr viele Dinge versagen, die von andern Akademikern als zum Studium gehörend bezeichnet werden, und nach denen man nach der Arbeit besonders hungert. Dabei kommt man aus der ewigen Geldknappheit trotz allem nie heraus. Denn bei den günstigsten Verhältnissen lassen sich aus den Frühlings- und Sommerferien zusammen kaum viel mehr als zweitausen Franken Reinertrag erzielen. Dabei, das versteht sich von selbst, leidet das Studium unter der Nebenbeschäftigung, besonders wenn sich diese in die Zeit des Semesters hinein erstreckt. Das Schlimmste aber ist, daß man das Leben allmählich als einen großen Kampf anzusehen beginnt und in Gefahr steht, zum Arbeitstier zu entarten.

Dennoch beschleicht mich heute, wenn ich an die frohen und bitteren Stunden als Werkstudent denke, eine Art Wehmut. Unvergessen wird mir die Begegnung mit den vielen Menschen in den verschiedensten Berufen bleiben, mit denen man später wohl schwerlich mehr auf der gleichen Ebene zusammentreffen kann. Alle diese Menschen lehrten mich die Welt jedesmal aus einem anderen Blickwinkel anzusehen, vor allem aber, die Leute unabhängig von Bildung, Einkommen und sozialer Stellung zu beurteilen und aus eigener Erfahrung festzustellen, daß die wertvollen menschlichen Eigenschaften in allen sozialen Schichten zu finden sind. Es gibt wohl kein besseres Mittel, Menschen verstehen zu lernen, als wenn man mit ihnen zusammen arbeitet, dann erkennt man plötzlich, wie jede Arbeit ihren besonderen Zweck erfüllt und wie die Menschen überall Menschen bleiben, mit ihren Fehlern und mit ihren vielen guten Seiten. Für einen Studenten, besonders für einen, der sich wie ich in juristischen Gefilden herumschlägt, bedeutet das Werkstudent-Sein in dieser Hinsicht wirklich eine Bereicherung. Aber der Nimbus, mit dem gewisse Leute den Werkstudenten umgeben, entspricht keiner Wirklichkeit. Nach meiner Erfahrung hat das Werkstudententum alles in allem mehr Schatten- als Lichtseiten.